



Mit der Wahl Nairobis als Schauplatz seines grossen Afrika-Frankreich-Gipfels setzt Emmanuel Macron ein bewusstes geopolitisches Signal. Frankreichs Afrikapolitik soll sich nicht länger primär um den einstigen frankophonen Einflussraum drehen. Der französische Präsident versucht vielmehr, die Beziehungen zum Kontinent neu zu definieren: weniger militärisch, weniger paternalistisch, stärker wirtschaftlich orientiert – und vor allem offener gegenüber den anglophonen Staaten Afrikas.

Der Besuch in Kenia markiert damit weit mehr als eine diplomatische Reiseetappe nach Ägypten. Er ist Ausdruck eines strategischen Kurswechsels, den Paris seit mehreren Jahren vorbereitet, der nun aber unter wachsendem Druck sichtbar werden muss. Denn Frankreich hat in Teilen Westafrikas einen beispiellosen Einflussverlust erlitten. Militärputsche in Mali, Burkina Faso und Niger führten zum Rückzug französischer Truppen und zu offenen Brüchen mit ehemaligen Partnerstaaten. In mehreren Ländern wurde Paris zum Symbol einer als überholt empfundenen Nachkolonialordnung.

Macrons Auftritt in Nairobi ist deshalb auch ein Versuch, ein neues Narrativ zu etablieren: Frankreich zieht sich nicht aus Afrika zurück – es verändert seine Rolle.

## Das Ende des «*pré carré*»

Über Jahrzehnte galt Afrika südlich der Sahara als geopolitischer Hinterhof Frankreichs. Das sogenannte «*pré carré*», der privilegierte Einflussraum in den ehemaligen Kolonien, war geprägt von militärischer Präsenz, politischen Netzwerken und wirtschaftlicher Verflechtung. Französische Präsidenten pflegten enge Beziehungen zu afrikanischen Staatschefs; Sicherheitspolitik und Rohstoffinteressen bildeten häufig die Grundlage dieser Partnerschaften.

Doch dieses Modell ist an seine Grenzen gestossen. Die junge Generation in Afrika betrachtet die historische Nähe zu Frankreich zunehmend skeptisch. In sozialen Netzwerken, Universitäten und urbanen Zentren wächst seit Jahren die Kritik an der Françafrique – jenem schwer durchschaubaren Geflecht aus politischem Einfluss, wirtschaftlichen Abhängigkeiten und informellen Elitenkontakten.

Hinzu kommt die veränderte geopolitische Konkurrenz. China investiert massiv in Infrastruktur und Handel, Russland sucht sicherheitspolitischen Einfluss, die Türkei und die Golfstaaten erweitern ihre wirtschaftliche Präsenz. Afrika verfügt heute über deutlich grössere strategische Spielräume als noch vor zwanzig Jahren. Die Staaten des Kontinents



sind nicht mehr bereit, exklusive Bindungen an ehemalige Kolonialmächte zu akzeptieren.

Macron scheint diese Realität erkannt zu haben. Seine Formel vom «Ende des pré carré» ist deshalb nicht nur rhetorische Distanzierung, sondern Ausdruck einer geopolitischen Notwendigkeit. Frankreich kann in Afrika künftig nur noch als Partner unter mehreren auftreten.

## Nairobi als Symbol einer neuen Afrika-Diplomatie

Dass Macron ausgerechnet Kenia in den Mittelpunkt seiner Afrika-Offensive rückt, ist dabei hochsymbolisch. Kenia gehört nicht zur klassischen französischen Einflussphäre. Das Land ist anglophon, wirtschaftlich dynamisch und regional eng mit Ostafrika sowie dem indopazifischen Raum vernetzt. Nairobi gilt als Technologie- und Finanzzentrum des Kontinents und präsentiert sich zunehmend als diplomatischer Knotenpunkt Afrikas.

Für Paris bietet Kenia deshalb die Möglichkeit, die eigene Afrikapolitik aus dem Schatten der Kolonialgeschichte herauszuführen. Statt Sicherheitsoperationen und Antiterrorkampf stehen nun Investitionen, Infrastruktur, Energiepolitik, Digitalisierung und Bildung im Vordergrund.

Der Gipfel «Africa Forward» verdeutlicht diesen Ansatz. Unternehmer, Regierungsvertreter und Investoren diskutieren dort weniger über militärische Stabilisierung als über Lieferketten, künstliche Intelligenz, Logistik und urbane Entwicklung. Besonders hervor hebt Paris ein milliardenschweres Infrastrukturengagement des französischen Logistikriesen CMA CGM in Kenia. Solche Projekte sollen demonstrieren, dass Frankreich als wirtschaftlicher Modernisierungspartner auftreten will – nicht mehr als ordnungspolitischer Vormund.

Gleichzeitig versucht Macron, die Frankophonie neu zu interpretieren. Sie soll nicht länger als exklusiver kultureller Block erscheinen, sondern als flexibles Netzwerk wirtschaftlicher, sprachlicher und akademischer Beziehungen. Der Begriff verliert damit seinen defensiven Charakter. Die französische Sprache wird weniger als Machtinstrument präsentiert denn als Vehikel globaler Mobilität.

Gerade darin liegt der eigentliche Bedeutungswandel.



## Die Frankophonie zwischen Kultur und Einfluss

Die Frankophonie war lange ein Kernbestandteil französischer Aussenpolitik. Sprachpolitik galt als Mittel geopolitischer Präsenz. Schulen, Universitäten, Kulturinstitute und Medien schufen ein weitreichendes Netz kulturellen Einflusses.

Heute reicht diese traditionelle Form kultureller Diplomatie allein nicht mehr aus. Afrika ist der jüngste Kontinent der Welt; bis 2050 wird jeder vierte Mensch global afrikanischer Herkunft sein. Die urbanen Eliten orientieren sich zunehmend transnational, sprechen mehrere Sprachen und bewegen sich selbstverständlich zwischen amerikanischen, chinesischen, europäischen und afrikanischen Einflusssphären.

Macrons Versuch besteht daher darin, die Frankophonie von ihrer kolonialen Last zu lösen. Sie soll offen, pluralistisch und wirtschaftlich anschlussfähig wirken. Dass der französische Präsident diese Botschaft ausgerechnet in einem anglophonen Land formuliert, unterstreicht die strategische Neuausrichtung.

Doch genau hier beginnt auch das Problem. Viele afrikanische Gesellschaften reagieren auf französische Reformrhetorik inzwischen mit erheblicher Skepsis. Zu oft wurden in der Vergangenheit «Neuanfänge» verkündet, ohne dass sich die asymmetrischen Machtstrukturen grundlegend verändert hätten.

Die Glaubwürdigkeit der neuen Doktrin wird deshalb nicht an Reden gemessen, sondern an konkreten politischen Entscheidungen.

## Die Bewährungsprobe der neuen Strategie

Vor allem in Fragen der Migration und Mobilität steht Frankreich unter Beobachtung. Afrikanische Studierende und Unternehmer klagen seit Jahren über restriktive Visa-Regime und bürokratische Hürden. Gleichzeitig wirbt Paris offensiv für akademische Kooperationen und wirtschaftliche Partnerschaften. Dieser Widerspruch schwächt die Attraktivität der französischen Strategie.

Auch wirtschaftlich genügt Symbolpolitik nicht mehr. Afrikanische Staaten verlangen zunehmend lokale Wertschöpfung, Technologietransfer und industrielle Beteiligung. Reine Rohstoff- oder Infrastrukturabkommen ohne nachhaltige Entwicklungsperspektive verlieren an Akzeptanz.



Hinzu kommt ein strukturelles Dilemma: Frankreich versucht einerseits, seine geopolitische Präsenz zu bewahren, muss andererseits aber akzeptieren, dass Afrika multipolar geworden ist. Die Zeit exklusiver Einflusszonen ist vorbei. Für afrikanische Regierungen besteht die zentrale Strategie heute darin, Konkurrenz zwischen internationalen Partnern gezielt auszunutzen.

Das bedeutet auch: Frankreich wird sich daran gewöhnen müssen, nicht mehr automatisch privilegierter Ansprechpartner zu sein.

Gerade darin könnte allerdings die eigentliche Modernisierung französischer Afrikapolitik liegen. Nicht in der rhetorischen Abkehr von der Vergangenheit allein, sondern in der Fähigkeit, Beziehungen auf Augenhöhe zu akzeptieren – selbst dann, wenn dies geringeren politischen Einfluss bedeutet.

Macrons Auftritt in Nairobi ist somit ein Balanceakt zwischen Kontinuität und Neuorientierung. Frankreich versucht, seine historische Präsenz in Afrika zu bewahren, ohne länger als postkoloniale Ordnungsmacht wahrgenommen zu werden. Ob dieser Spagat gelingt, entscheidet sich nicht auf Gipfeln, sondern im politischen Alltag: bei Investitionen, Bildungsk Kooperationen, Visaentscheidungen und dem Respekt vor afrikanischer Souveränität.

Der französische Präsident hat verstanden, dass Afrika sich verändert hat. Die entscheidende Frage lautet nun, ob Frankreich bereit ist, sich ebenso grundlegend zu verändern.

Autor: Andreas M. Brucker